

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 233.

Mittwoch, 6. Oktober.

1915.

(7. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

Roman von Otto Elster.

(Nachdruck verboten.)

Er ging in dem Zimmer auf und ab. Unruhe im Herzen und doch voll freudiger Erwartung. Er zweifelte nicht an der Neigung Käthes. Damals, als er mit ihr tanzte, hatte sich ihm ihr innerstes Fühlen deutlich offenbart, und er war ein zu guter Kenner des weiblichen Herzens, als daß er nicht das geheime Fluidum gefühlt hätte, das die Fäden zwischen ihm und ihr hin und wieder spann. Der schene Blick ihrer Augen, das flüchtige Erröten, ja, selbst ihre Zurückhaltung ihm gegenüber erschienen ihm als deutliche Zeichen ihrer Neigung.

Er wartete wohl eine Viertelstunde, er wurde schon ungeduldig, seine Herren-Natur war das Warten nicht gewöhnt — als sich die Tür öffnete und die Baronin wieder eintrat.

„Es tut mir leid“, sagte sie kühl. „Fräulein Schuhmacher ist mit Wera in den Wald gegangen. Sie müssen Ihre Schnauze noch zügeln . . .“

„Wollen Sie mich verspotten, gnädige Frau?“ fragte er verletzt.

„Das liegt mir fern — es ist ja selbstverständlich, daß Sie als glücklicher Bräutigam Schnauze fühlen.“

„Noch bin ich es nicht, gnädige Frau . . . wann fehren die jungen Damen zurück?“

„Ich weiß es nicht. Wollen Sie ihre Rückkehr hier abwarten?“

Er erhob sich und griff nach seinem Hut.

„Ich fürchte Sie zu stören, gnädige Frau — ich komme lieber ein anderes Mal wieder.“

„Wie Sie wollen . . .“

„Also leben Sie wohl, gnädige Frau . . .“

Er wandte sich zum Gehen, doch plötzlich führte er zu ihr zurück und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Gnädige Frau — wir waren doch so lange Zeit befreundet — sollen wir so auseinander gehen? — Können Sie mich denn gar nicht verstehen?“

„Ich verstehe nur das eine“, entgegnete sie mit bebender Stimme, „daß Sie im Begriff sind, eine Tugend zu begehen.“

„Weil ich Fräulein Schuhmacher liebe und zu meiner Gattin machen will?“

„Ja . . .“

„Aber weshalb denn?“

„Fräulein Schuhmacher paßt nicht zu Ihnen . . .“

„Aus welchen Grunde? Sie ist schön, gebildet, hat gute Formen, ja, sie besitzt Stolz . . .“

„Dieser Stolz ist es, der Sie abhalten sollte, um sie zu überwinde. Aber sprechen Sie selbst mit ihr — ich fürchte, Ihre Liebe wird an dem Stolz Käthes scheitern.“

„Ich verstehe Sie nicht . . .“

„Sie wird Ihre Hand zurückweisen . . .“

„Gnädige Frau?“

„Wollen Sie sich dieser Ermiedrigung auslegen, so fragen Sie Käthe selbst. Ich habe Ihnen vorhin nicht die Wahrheit gesagt, um Sie zu schonen . . . die beiden Mädchen sind nicht in den Wald gegangen — aber waren es bis vor kurzem noch nicht. Ich traf Käthe im Park; als ich ihr sagte, daß Sie sie in einer ernsten Angelegen-

heit zu sprechen wünschten, erschrak sie zuerst und ihre Wangen flammteten in heißer Glut. Dann fragte sie mich, ob ich wußte, in welcher Angelegenheit Sie sie zu sprechen wünschten. Ich zuckte die Achseln — sie werde wohl selbst wissen, was es bedeute, wenn ein unverheirateter Herr eine junge Dame in ernster Angelegenheit zu sprechen wünsche. Da bedekte plötzlich tiefe Blässe ihr Gesicht, sie wandte sich zu Wera: „Komm, Wera“, sagte sie, „laß uns in den Wald gehen, ich möchte Herrn von Neithardt nicht begegnen . . .“ Aber er erwartet Sie“, sagte ich. „Sagen Sie ihm“, entgegnete sie mir, „daß seine Angelegenheiten kein Interesse für mich hätten . . .“ und damit nahm sie den Arm Weras und zog sie mit sich fort. — Aus alter Freundschaft habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt, Herr von Neithardt. Wollen Sie noch um Käthe Schuhmachers Hand werben?“

Er war marmoreif weiß geworden; mit finsternen Augen sah er zu Boden; seine breite Brust hob sich in einem tiefen Atemzug.

„Es würde mir ein Triumph sein“, sprach er, mit den Zähnen knirschend, „ihren Stolz zu brechen . . .“

„Und dabei selbst unglücklich werden. Lieber Neithardt, sei'n Sie verständig . . .“

Sie legte ihm die Hand auf den Arm.

„Wenn Sie sich vermählen wollen, weshalb gerads diese unstandesgemäße Partie?“

Er lachte hart auf.

„Ich soll mich wohl lieber an Fräulein von Gravenhorst wenden“, spottete er. „Sie paßt allerdings vorzüglich zu mir, wir sind in denselben Jahre geboren — das gäbe eine ruhige Ehe . . .“

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und sprach ernst weiter:

„Ah, lassen wir das! Ich weiß wohl, liebe gnädige Frau, daß Sie es gut mit mir meinen, und ich bin Ihnen ja auch sehr dankbar für das Vertrauen und die Freundschaft, die Sie mir stets bewiesen haben. Aber wenn ich mich binden soll, dann muß auch das Herz unterschreiben — ja, sehen Sie mich nur erschaut an! Daß ich von dem Scheite des Herzens spreche, das sind Sie bei mir nicht gewohnt — doch glauben Sie mir, auch ich besitze ein Herz — ich spreche nur nicht gern davon . . .“

„Und dieses Herz schlägt wirklich für Käthe Schuhmacher?“

„Ja — von der ersten Stunde an, da ich sie hier bei Ihnen gesehen habe — doch mein Urteil ist ja gesprochen — leben Sie wohl, liebe gnädige Frau — und sei'n Sie mir nicht böse . . .“

„Bleiben Sie noch, Wolrad“, sprach die Baronin herzlich, ihn zurückhaltend. „Ich bin Ihnen nicht böse — nem, ich schaue Sie nur noch höher, da Sie mir einen Einblick in Ihr tiefstes Empfinden gestattet haben. Wollen Sie, daß ich mit Käthe noch einmal spreche?“

„Was sollte das nützen?“

„Wenn ich ihr sage, wie Sie fühlen . . .“

„Nein, nein — das muß ich selbst ihr sagen! Es würde lächerlich klingen, wollte ein anderer Ihr von

meiner Liebe sprechen. Wollen Sie Käthe nur sagen, daß ich sie bate, mich morgen um diese Stunde zu erwarten?"

"Ich werde es ihr sagen . . ."

"Ich danke Ihnen — und nun lassen Sie mich gehen . . ."

Er führte ihr die Hand, dann entfernte er sich rasch, bestieg, ohne sich noch einmal umzusehen, sein Pferd und trabte davon.

Gedankenvoll sah ihm die Baronin nach. Welch ein anderer Mensch war ihr da entgegengetreten! Welch einen Einblick hatte sie in sein leidenschaftliches Herz getan! Ein tiefes Mitgefühl mit ihm schlich sich in ihre Seele; sie wollte ihm helfen.

Als Käthe zurückkehrte, sagte sie ihr, daß Reithardt sie hier morgen um eine Unterredung bitte.

"Sie können ihm diese Bitte nicht abschlagen, Käthe, und Sie dürfen es auch nicht. Lernen Sie Reithardt erst ordentlich kennen, dann werden Sie wohl anders über ihn denken . . ."

Erstaunt sah Käthe sie an. Das klang ja fast so, als wollte die Baronin seiner Werbung das Wort reden. Ach, Käthe brauchte ihn nicht erst kennen zu lernen; sie wußte, daß in seiner Brust ein leidenschaftliches Herz pochte, sie wußte, daß er sie liebte, und sie fühlte wieder das geheime Band, das ihre beiden Herzen umschlang. Aber sie fürchtete ihn auch beinahe; sie kannte seinen Stolz, seinen Hochmut, und ihr eigener Stolz lehnte sich gegen das Gefühl auf, das sie zu ihm zog. Sie sah der morgigen Unterredung mit angstvoll pochendem Herzen entgegen; sie fragte sich, ob sie stark genug sein würde, seiner Werbung zu widerstehen, und sie gestand sich, daß ihre Stärke vor seiner Leidenschaft dahinschmelzen würde.

Als sie am nächsten Morgen am Frühstückstisch erschien, reichte ihr die Baronin mit ernstem, traurigem Gesicht einen offenen Brief.

"Lesen Sie, liebes Kind", sagte sie ernst. "Das ist eine überraschende Nachricht."

Käthe las und während sie las, stieg ihr das Blut glühend heiß in die Wangen und Stirn. Dann reichte sie den Brief zurück; ihre Hände zitterten und vergebens verlachte sie, ihrer Stimme einen ruhigen, festen Klang zu geben.

"Es ist sehr freundlich von Herrn von Reithardt", sagte sie, "sich meiner bei seiner Abreise noch zu erinnern . . ."

"Ja, aber . . ."

"Ich bitte, gnädige Frau . . . lassen Sie uns kein Wort mehr darüber verlieren. Es ist am besten so . . ."

"Wie Sie wollen, liebes Kind."

Der Brief lautete:

"Meine liebe gnädige Frau! Was wir gestern zusammen gesprochen haben, ist mir die Nacht durch den Kopf gegangen. Und dann habe ich einen Entschluß gefaßt, der, wie ich glaube, auch Ihren Beifall findet. Ich werde verreisen — auf längere Zeit. — Ich will mir einmal wieder die Luft der großen Welt um die Nase wehen lassen. — Ich nehme von Ihnen und Fräulein Vera hiermit auf lange Zeit Abschied und bitte mir zu verzeihen, daß ich mich nicht persönlich verabschiede. Auch Fräulein Schuhmacher bitte ich meine Empfehlung zu übermitteln. Vielleicht treffen wir uns in der großen Welt noch einmal wieder, und haben sich dann hoffentlich unsere beiderseitigen Gefühle so weit gebläert, daß wir dann die jetzt aufgegebene Unterredung in aller Stille aufnehmen können. — Fräulein Schuhmacher ist sehr stolz, ich bin es nicht minder — zwei harte Steine mahnen schlecht.

Leben Sie wohl, haben Sie Dank für Ihre Freundschaft und erinnern Sie sich zuweilen Ihres Sie verehrenden
Wolrad Reithardt."

Am nächsten Tage reiste Käthe nach Berlin zurück,

5.

Genua, den 10. Februar 19 . .

Meine liebe Vera!

Du wirst Dich wundern, aus Genua von mir einen Brief zu erhalten. Du wählst mich wahrscheinlich in Berlin, die reichen Genüsse der Weltstadt genießend, durch die vom Glanz des elektrischen Lichtes erleuchteten Straßen wandernd, oder in Konzerten, Theatern und Gesellschaften schwärmed — und nun sitze ich in dem ziemlich öden Hotelzimmer Genuas und schaue hinaus auf das blaue südliche Meer, über das die weißen Segel ziehen und die großen Dampfer mit den schwarzen Rauchfahnen — wer weiß wohin? Und morgen werde ich auch auf dem Deck eines solchen großen Dampfers — "Borussia" heißt er — stehen, der mich in das Wunderland des fernen Ostens tragen soll.

Ja, meine liebste Vera, es geht nach dem fernen Osten, nach China, nach Shanghai, wo ich, um dies gleich vormweg zu sagen, meinem Bruder Friedrich, oder Fred, wie er sich jetzt nennt, den Haushalt führen werde. Du weißt, Fred ist der Vertreter einer großen Exportfirma Hamburgs in Shanghai. Er war Weihnachten auf kurze Zeit bei uns und da überredete er mich, mit ihm nach Shanghai zu kommen wo er eine hübsche Villa in einem großen Park bewohnt. Mama war eigentlich nicht damit einverstanden. Aber Du weißt ja, daß ich mir aus den glänzenden Straßen Berlins, aus den Konzerten, Theatern und Gesellschaften nicht viel mache, daß ich mir viel lieber einen Wirkungskreis in der Welt irgendwo geschaffen hätte, als daheim zu sitzen und die Zeit mit Nichtstun oder dummen Vergnügungen tot zu schlagen. Ja, wenn man, wie Du, in Wald und Feld umherstreifen und wirtschaften könnte, dann würde man wohl nicht diese innerliche Leere fühlen, die mir hier in dem Getriebe der Großstadt so schwer auf der Seele lastet. Deshalb begrüßte ich den Vorschlag meines Bruders mit großer Freude.

Ich soll die Welt sehen, die große, schöne, weite Welt, fremde Menschen, fremde Länder kennen lernen, das unendliche Meer, die Sterne des Südens, die Wundergärten Indiens und die geschäftigen Städte des fernen Ostens — kannst Du Dir denken, liebste Vera, wie mir das Herz vor freudiger Erregung pocht? Ich bin im Herbst in recht gedrückter Stimmung von dem freundlichen Radowitz geschieden — Du weißt ja, weshalb — auch Deine liebe Mutter war ja recht unzufrieden mit mir, sie verstand mich nicht mehr — und diese gedrückte Stimmung hat mich den ganzen Winter hindurch nicht verlassen, ich war, wie mein Beutnant-Bruder meinte, ein melancholisches Huhn geworden. Ich weiß selbst nicht, woher diese Stimmung kam — der rasche Abschied, den der Neuhöfer genommen, das kannst Du mir glauben, war nicht der Grund, vielleicht die Erinnerung an einen anderen Abschied — doch darüber will ich nicht reden — kurz, diese Stimmung verließ mich erst wieder, als ich mit meinem Bruder Fred im Eisenbahncoupe sah, um in die weite Welt hinauszufahren — vorläufig bis Genua, wo wir an Bord der "Borussia" gehen, die uns nach Shanghai bringen soll.

Ich fühle mich wieder frei und leicht, liebste Vera! Ich sehe wieder ein Leben vor mir liegen, das mir Wünschen und Aufgaben auferlegt, in dem ich mich nützlich machen kann. Und ich werde in eine neue Welt versetzt werden, vor deren Sonnenschein und Winden die alten Träume, die törichten Wünsche und unerfüllbaren Hoffnungen vergehen werden. Und das ist gut, liebste Vera, denn ich war in der Tat nahe daran, ein „melancholisches Huhn“ zu werden.

(Fortsetzung folgt.)



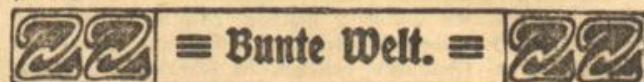
Nicht den Schwäbtern wähle zum Freund dir, um weichlich zu rufen; sondern, wer gleich dir an Geist, Kraftig dich regt und ergänzt.

Das Hotel.

Im Jahre 1875 ging das dem Fürsten Radziwill gehörige stattliche Palais in der Wilhelmstraße in Berlin für den Preis von 2 Millionen Tälern in den Besitz des Deutschen Reiches über, um in seinen Räumen den höchsten Beamten des Reiches, den deutschen Reichskanzler, sowie das von ihm geleitete oberste Reichsamt aufzunehmen. Der Bau, der eine ziemlich steife und nüchterne aber eine gewisse Würde nicht entbehrende Bausarchitektur aufweist, ist im Stile der alfranzösischen Hotels, errichtet worden; um eine sog. Cour d'honneur (Grenhof) gruppieren sich der Mittelbau, das zurückliegende tiefe sog. Corps de logis und zwei Flügelbauten. Über dem Mittelbau prangte früher die Inschrift „Hotel Radziwill“, über die die spottlustigen Berliner manche Grossen mochten. In der französischen Sprache weist ja heute noch das Wort hotel außer der Bedeutung, die wir mit unserm Ausdruck „Hotel“ verbinden, diejenige eines vornehmen Privathauses, ja eines öffentlichen Gebäudes auf. So wird in Frankreich das Rathaus einer Stadt bekanntlich Hôtel de ville genannt, und Hôtel des invalides ist der Name des Pariser Invalidenhauses. Da unsere Sprache gleich der englischen und der anderen Sprachen diese Bedeutung des Wortes nicht kannte, waren die erwähnten Spöttelien der Berliner über die in Rede stehende Inschrift erklärlich. Diese Inschrift hat sogar dem bekannten Berliner Dichter Claren, dem „Mimili“-Claren, den Wilhelm Hauff durch seinen „Mann im Monde“ arg verhöhnt hat, den Stoff zu einem in der vormärzlichen Zeit in Berlin viel gegebenen Lustspiel „Der Wollmarkt“ geliefert. In diesem Stück hält ein Landjunker, durch die Inschrift „Hotel“ getäuscht, das fürstliche Palais für einen Gathof und wird in seinem Irrtum von dem die Rolle des Wirtes übernehmenden Fürsten noch bestürzt. Es wird übrigens erzählt, daß der anspruchslose Scherz auf einen wirklichen derartigen Vorgang zwischen dem liebenwürdigen Fürsten und einem reisenden Engländer bezuhnen soll. Man sieht, daß das Wort „Hotel“ bei uns schon vor vielen Jahrzehnten nur in seiner heutigen Bedeutung bekannt war.

In seinem Lustspiel „Die Mitschuldigen“ läßt auch Goethe den Wirt zum schwarzen Bären sagen: „Jetzt wird mein Haus gemast, und dann heik ich's Hotel.“ Man kann es also, so schreibt uns ein Mitarbeiter, unseren Hotelbesitzern nicht verargen, wenn sie sich dagegen sträuben, ihre „Hotels“ in „Gasthäuser“ umzubenennen. Sie führen mit gutem Recht an, daß nach der herrschenden Meinung der gute deutsche Ausdruck „Gasthof“ nun einmal einen bescheideneren und geringeren Betrieb bezeichne als das Wort „Hotel“, das einen bestimmten internationalen Wert erworben habe. Und sie dürfen für ihre Ansicht auch das Zeugnis eines Goethe ins Feld führen. Dazu tritt aber noch ein anderer keineswegs gering zu veranschlagender Umstand, auf den unseres Wissens in der Öffentlichkeit noch nicht aufmerksam gemacht worden ist. Man achtet einmal auf die Aussprache, die wir dem Worte „Hotel“ angebieten lassen, und man wird finden, daß wir es in dieser Beziehung schon vollständig in unserer Sprache eingebürgert haben. Wir sprechen das Wort keineswegs französisch (otell) aus, sondern sprechen ganz deutlich das anlautende h. Merkwürdigerweise sind wir hinsichtlich der Schreibung der aus der Fremde übernommenen Wörter viel konserватiver als hinsichtlich der Aussprache. In dieser Beziehung sollten wir uns hier die Schweden zum Muster nehmen, die längst „Hotell“ schreiben. Haben wir uns einmal für die Schreibung „Hotell“ entschieden, so ist auch für das Auge die Einbürgierung dieses Wortes vollzogen. Wir bedürfen aber in dieser Beziehung keineswegs dieses Hinweises auf das schwedische Muster; wir haben in unserer Sprache Vorbilder mehr als genug. Als im 17. Jahrhundert, um nur ein Beispiel anzuführen, die Wörter „Marsch“ und „marschieren“ aus dem Französischen in unsere Sprache übernommen wurden, schrieb man sie bei uns „marche“ und „marchieren“; erst durch ihre heutige deutsche Schreibung wurde ihre Einbürgierung endgültig vollzogen. Martin Opiz sagte in seiner „Deutschen Poeterei“: „Ich darf nicht sagen marchieren, wie die zu tun pflegen, die ihre Muttersprache verderben.“ Wer von uns aber erahnt heute in der Umwendung des Wortes „Marsch“ ein Verderbnis unserer Muttersprache? Unsere Sprache bedarf eines Ausdrucks zur Bezeichnung eines „besseren“ Gathauses; ehe wir zu schwerfälligen und langatmigen Umschreibungen unsere Befürchtungen nehmen, ist es besser, das Wort „Hotel“ beizubehalten, das

sich nun einmal bei uns eingebürgert hat und dem noch der besondere Vorteil zur Seite steht, daß es eine internationale Bedeutung hat. In der Schreibung „Hotell“ würde es dann auch noch ein gutes und passendes deutsches Gewand erhalten.



Aus der Kriegszeit.

Die deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen. „Wie wir zum russischen Reich gekommen sind, so stehen wir auch noch heute — mit dem Gesicht nach Osten!“ Diese klassische „livländische Antwort“, die vor 50 Jahren der baltische Historiker Schirren dem russischen Politiker Samarin gab, gilt auch noch heute. Sie bildet das Leitmotiv einer großen Abhandlung über die Bevölkerung und Wirtschaftsverhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen, die im neuesten Heft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht wird. Wir greifen aus dieser eingehenden Darstellung der Kulturarbeit, die die Deutsch-Balten in den jetzt von unseren Truppen besetzten russischen Ostseeprovinzen geleistet haben, das Gebiet des Unterrichtswesens heraus, das besonders zur tiefen Einwurzelung der deutschen Bevölkerung beitrug. Der große Nationalökonom Adolf Wagner, der einige Jahre in Dorpat gewirkt hat, bezeichnete diese Musenstadt als die deutsche aller Universitäten, und eine Hochburg deutscher Wissenschaft ist die baltische Landeshochschule stets gewesen, bis sie in die russische Universität Jurjew umgewandelt wurde. Sie hat im 19. Jahrhundert mehr als 100 akademische Lehrer für russische, mehr als 60 für deutsche und österreichische Universitäten geliefert. Sehr früh hat sich das Schulwesen in den Ostseeprovinzen entwickelt. Die noch heute bestehende Ritter- und Domshule in Reval wurde 1819 als Lateinschule begründet; die erste deutsche Schule, die Petrischule in Riga, wird 1858 gelegentlich erwähnt. Bis zu der 1890 einsetzenden Russifizierung waren alle Gymnasien, Realschulen und Kreisschulen deutsch. In den Parochialschulen hatten auch die Letten und Esten Gelegenheit, die deutsche Sprache zu lernen. In Kurland brachte der erste Herzog Gottlieb Kettler das Schulwesen zu hoher Blüte, und nach dem Begegnis des kurländischen Hofpredigers Mancelius stand um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Volksschule in Kurland auf einer weit höheren Stufe als in Deutschland. Unablässig sind Adel und Geistlichkeit für das Unterrichtswesen tätig gewesen. So wurde der Schulzwang in den baltischen Provinzen bereits 1819 eingeführt. In den Jahren 1880/81 z. B. genügten nur 2 Prozent aller schulpflichtigen Kinder der Schulpflicht nicht. Im Jahre 1888 erhielten 117 568 Kinder von 126 414 Kindern der bäuerlichen Bevölkerung überhaupt kontrollierten Unterricht, während die übrigen Kinder nachweisbar zum allergrößten Teil städtische und andere Lehranstalten besuchten. Bis 1890 kam in Livland auf 720, in Estland auf 560 Personen eine Gemeindeschule, in Russisch-Litauen dagegen erst 5594. Die schonungslose Russifizierung freilich hat dieser Blüte des deutschen Schulwesens schwer geschadet; unter ihrem finsternen Einfluß war bereits 1890 die Zahl der Analphabeten auf 20 Prozent gestiegen.

Reisfelder und Seidenplantagen in Österreich. Es wird wenig bekannt sein, daß die klimatischen Verhältnisse im Reiche der Habsburger so vielfältig sind, daß sie so südländische Kulturen wie Reisbau und Seidenzucht gestatten. Und das im Schatten der Alpen, in der jetzt heimkämpfenden Grafschaft Görz. Hier wird in der Niederung das Gelände sorgfältig geebnet und in Parzellen geteilt, die, durch Dämme voneinander getrennt und von Bewässerungsanlagen durchzogen, die sogenannten ständigen Reisfelder bilden. Im Frühjahr wird der Boden unter Wasser gesetzt und der Reissamen eingesät, während im September die Ernte auf den inzwischen sorgfältig gepflegten Kulturen von Arbeiterinnen eingetragen wird. Der Ertrag der 600 Hektar Sumpfland bedeckenden Görzer Reisfelder beläuft sich auf 20 bis 30 Hektoliter pro Hektar; das Produkt wird größtenteils in den Reismühlen von Monfries bei Klujneja enthüllt und geschält. Diese interessanten Kulturen bestehen erst seit etwa zwei Menschenaltern. Weit älter, in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreichend, ist die Seidenraupenzucht, die ihren neuen Aufschwung der Förderung durch die Kaiserin Maria Theresia

verdankt. „Gegenwärtig gibt es“, schreibt Johann Volle in einer Übersicht über die Landwirtschaft in Graz und Gradiška, „hier kein Bauerntum, in dem während des Monats Mai nicht alles, was an Nämlichkeiten entbehrt werden kann, für die Aufzucht des „Seidenwurms“ diente. Der Jahresertrag der Seidenraupenproduktion beläuft sich im ganzen Lande auf 1 bis 1½ Millionen Gulden; hieron entfallen etwa vier Fünftel auf die Ebene.“ Größere, mit Dampf betriebene Seidenziehereien (Fialde) bestehen in Monfalcone, Görz, Brazzano; minderwertiges Material gelangt in den Florenseidenprimereien zu Straudina und Strazig zur Verarbeitung, deren Fabrikate besonders in Deutschland geschäft sind. Das Landvolk dort kennt eine merkwürdige Sage, die die Entstehung des Seidenwurms dem göttlichen Erbarmen über Hiobs Elend zuschreibt. Als jener vielgeprüfte Mann von Würmern bedrängt und seine Leiden auf das höchste gestiegen waren, erachtete der liebe Gott den Augenblick für gekommen, ihnen ein Ziel zu setzen. Er ließ zu Hiobs Häupten einen Maulbeerbaum rasch emporwachsen, und die Würmer, denen die Nahrung von seinem Laube füder erschien, tranken, so schnell sie konnten, auf den Baum und waren von nun an Seidenwürmer, „eine kostliche Gottesgabe namentlich für den armen sriulaniischen Colono (Erbpächter), dem sie im Frühjahr das erste Bargeld bringen, wenn sie nach Wunsch gebeihen“. Bemerklt sei noch, daß sich in der Landeshauptstadt Görz seit 1869 eine Versuchstation befindet, die sich vor allem dem Studium der Seidenraupenkrankheiten und ihrer Bekämpfung widmet, aber auch den Nebenbau kontrolliert.

Ein Fisch als Kapitän. Aus der „Grottenkunst der Tiere“ erzählt W. Bölsche in einer fesselnden naturwissenschaftlichen Blauderei, die er im nächsten Heft der bei den Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht, ein sehr merkwürdiges Beispiel. Er weist darauf hin, daß es Tiere gibt, die sich durchaus nicht darauf beschränken, im „Selbstschiff“ zu fahren, d. h. mit ihrem eigenen angewachsenen Apparat, sondern daß unter Umständen ein Tier vergnüglich im fremden Schifflein sitzt und es als Kapitän lenkt. Unmittelbar beobachtet wurde dieser Fall von einem unserer besten neueren Beobachter, Richard Semon. Auf den Korallenbänken der Sundainsel Ambon versuchte er eine prächtige Qualle lebend mit einem eingetauchten Glas zu erwischen. Immer wieder mißlang es, denn die Qualle wußt in sehr geschickten selbständigen Bewegungen aus. Solches raffinierte, auf starke Intelligenzleitung deutende Verhalten erschien nun bei einer Qualle durchaus ungewöhnlich, ja unmöglich. Und wie erstaunte der Forscher, als er wirklich feststellen konnte, daß in diesem Falle die dumme Qualle in der Tat einen klugen Kapitän hatte, der sich in ihrem lebenden Kristallschiff verbarg. Es war auch diesmal ein kleiner Fisch vom Matrelsenschlage, der gewohnheitsmäßig in solchen Quallen hauste. Noch in dem Eimer, in dem Semon seine endlich gefangene Qualle gesetzt hatte, trieb der verwegene kleine Kapitän seine Arbeit unermüdlich weiter, indem sein lebendiges Boot durch fortgesetzte zielbewußte Stöße in bestimmter Richtung fortzutreiben suchte und zu unangestrebtem Herum schwimmen zwang — natürlich in dem umgrenzten Raum ohne jeden Erfolg. Ähnlicher Fischbrauch, gerade in den schwimmenden Glasvasen der Quallen zu leben, ist auch sonst vielfältig beobachtet worden. Der Fisch findet in diesem Falle nicht bloß ein fremdes Schiff, sondern er fährt auch in einem guten Kriegsschiff zugleich: die Qualle führt nämlich furchtbare Nesselorgane, wahre Giftbombe, die im Wasser jedem tierischen Angreifer böse passieren lassen. Der Fisch selber aber wird von dieser Quallenbatterie nicht geschädigt. Nach gangbarer Ansicht ist auch das stumpfe Geistesleben solcher Qualle doch immer noch empfänglich genug gewesen, um sich einem festen Genossenschaftsinstinkt von offenkundigem Vorteil nicht zu verschließen: sie schont den fremden Insassen, eben weil er sich in Gefahr als intelligenter Steuermann erweist. Andere Meinung vortritt allerdings, daß diese Quallenkapitäne einfach selber gegen das bremende Quallengift „immun“ geworden seien, es nicht mehr fühlen. Ihre Vorfahren sollen trotz der Batterie so manches Quellschiff im Sturm genommen und ausgestochen haben, und dabei wären sie als Piraten durch die Ernährung von Quallenfleisch schließlich ganz giftfest geworden wie der hörnene Siegfried der Sage, der sich mit Drachenfett salbte. Dass ja Tiere gelegentlich in dieser Weise wirklich immun

werden, zeigen unsere Schmetterlingsraupen des Admiral und kleinen Fuchs, die gewohnheitsmäßig ganz gemüthlich die Blätter der Brennessel abweiden. Wer aber nun recht habe in der Deutung: das gewaltsame Aufressen solches Quallenfisches ist jedenfalls an sich wieder interessant. Wir alle haben von Münchhausens armem Pferd vernommen, in das sich ein Bär einfrat; als er es ganz gefressen, sah er selber an Deichsel und Niemen, und Münchhausen kutscherte vergnügt mit ihm heim. Fast so geht es bei gewissen kleinen Krebschen des Oceans aus der Gruppe der hüpfenden Flohkrebs. Ihre Weibchen fallen als böse Piraten über die gierlichen glashellen Schifflein her, die sich gewisse andere Seeziele aus der weit entfernten Gruppe der Manteltiere (Tunicaten), die in vielem an Würmer, in manchem aber sogar an niedrigste Wierbestiere erinnern, geschaffen haben. Indem sie die berechtigten Insassen herausfressen, bleibt von dem fremden Schiffe nur ein hohles schwimmendes Lönnchen übrig, dessen durchscheinende Wand ausgespart nach dem Brauch dieser Manteltiere auch noch aus der sonst nur im Pflanzenreich üblichen Zellulose, also aus regelrechtem Holzstoff besteht. In diesem Holzfäcklein als Fremdschiff aber sitzt jetzt wirklich beinahe wie Münchhausens Bär der Fresser selber, der Krebs. Hier erlebt er Mutterfreuden. Und da der alte Bewegungsapparat des Schiffs geschwunden ist, muß er es fernerhin selber lenken; so rekt er sein hinteres Leibesende vorsichtig aus dem vorne festgehaltenen schwimmenden Fisch hervor und rudert sich und seine Kindertüte geschickt, wohin er will. Dass er dabei unter falscher Flagge segelt, Krebsinhalt im Manteltierschiff, das macht ihm so wenig aus, wie dem Schiffshalter daran liegt, was für Narben über seinem Menschen Schiff wehen. Wie wenig aber fehlt bei dem Tier, das sein hölzernes Fremdschiff nicht nur selbsttätig lenkt, sondern auch selber sich zum bequemen Sitzraum gehöht hat, bis zum „Einbaum“ des Menschen?

Der ägyptische „König der Schwindler“. Hafiz-Negrib, der ägyptische Rekordhochstapler, dessen Schwindel- und Verwandlungskünste schon des öfteren die Säulen der englischen Zeitungen füllten, ist, wie der Ägypten-Verichterstatte der „Times“ in einem langen Artikel meldet, wieder „erfolgreich“ in Kairo aufgetaucht. Negrib, der für sich den Ruhm in Anspruch nehmen darf, ein würdiger Nachfolger des berüchtigten Manolescu zu sein, machte vor drei Jahren zum erstenmal von sich reden, als er in Kairo und Alexandrien als ägyptischer Prinz erschien. Er trat mit grossem Aufwand und verblüffender Eleganz auf und spielte die Rolle eines Mitgliedes der Ahdivenfamilie so gut, daß er mit den größten Ehren umgeben wurde. Auch in Ägypten gibt es, wie überall, zahlreiche Leute, denen es ein besonderes Vergnügen ist, einem Bringen, der aus Verstreutheit seine Geldtasche vergessen hat, mit einem Darlehen auszuholzen. Hafiz-Negrib's „Verstreutheit“ nahm aber mit der Zeit so gewaltige Dimensionen an, daß die Polizei sich dafür zu interessieren begann. Hafiz-Negrib verschwand unter Mitnahme beträchtlicher Gelder, die seinen Verehrern gehörten, und bezog in einer neuen Kleidung in einer Vorstadt von Kairo Quartier. Schließlich gelang es aber der Polizei, ihn zu fassen. Als Hafiz abgeführt werden sollte, erinnerte er sich, daß er infolge seiner bewährten Verstreutheit seinen Mantel vergessen hatte. Der Polizist wartete vor der Türe, während Hafiz die Treppe hinaufstieg, um das Kleidungsstück zu holen. Das Ende war, daß der Polizist ohne Hafiz abziehen mußte. Endlich wurde Hafiz aber wieder, und diesmal endgültig, verhaftet und zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach verbüßter Strafe stieg er gesäumt wieder ans Licht der ägyptischen Sonne und richtete einen Kursus moralischer Vorträge ein. Als Professor dieser Lehranstalt, natürlich unter falschem Namen und in neuerlicher Kleidung, erwarb sich Hafiz die Freundschaft eines hohen englischen Geheimpolizisten in Kairo. Und als der Polizeibeamte heiratete, lud er auch Hafiz zum Hochzeitsgeschmaus ein. Dank seiner berückenden Manieren wurde er der Löwe des Abends, und seine Festrede war ein wahrer Triumph. Als die Gäste aufbrachen, wollten sie Hafiz zum Abschied die Hand drücken — doch Hafiz war verschwunden und mit ihm die ganze Pracht der kostbaren Hochzeitsgeschenke. Nun läuft man wieder in ganz Ägypten, und einige Leute sollen sogar behauptet haben, Hafiz-Negrib werde es noch irgendwo zum englischen König bringen.